

Die Enthundung

Tommy war der absolute Downburst. Unsere Kontaktaufnahme zog den klassischen Verlauf einer Internet-Beziehung nach sich. Geradezu bilderbuchmäßig ergossen sich Hoffnung, traumhafte Visionen und die Aussicht auf himmlische Erlösung auf mein einsames, gedemütigtes Herz. Mit jeder E-Mail sah ich die Lichtgestalt eines schlanken, großen Reiters näher auf mich zukommen. Nur sein Gesicht war nicht zu erkennen. Schon nach einigen Tagen war ich sauer, wenn er sich bei der Beantwortung meiner Briefe zu viel Zeit ließ. Das passte meinem Anspruch auf Vollkommenheit nicht. Er musste der ultimative Ausgleich für mein entbehrungsreiches Liebesleben sein.

Dass er kein Foto in seinem Profil hatte, irritierte mich nicht im Geringsten. Immerhin war er erst siebenundzwanzig, also sieben Jahre jünger als ich. Was soll man sich da anderes erwarten, als das schönste und blühendste Leben? Sicher hasste ich Kandidaten, die mich ohne Foto anscrieben und dann auch noch saublöde Kommentare im Gästebuch hinterließen: *„Du schaust aber recht sympathisch aus auf deinem Foto. Vielleicht schickst mir aber ein größeres von dir?“* – *„Danke, du nicht, weil hast ja auch keines. Warum eigentlich?“* Und dann das Mörderargument: *„Ich möchte mich nicht auf meine äußere Erscheinung festlegen lassen.“* Kotzbrech. Auf was denn sonst? Auf deine intelligenten Fragen vielleicht?

Nach einigen Wochen hielt ich es mit meiner Neugier nicht mehr aus. Schließlich würde es früher oder später zu einem Treffen kommen, aber beharrlich ignorierte er mein PS: *„Ach ja, lass doch mal bitte ein Foto von dir rüberwachsen.“*

Mir fiel Saint-Exupéry und sein naseweiser Prinz ein. *„Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“* Dieser zu Tode zitierte, moralinsaure Schnulzenspruch aus den Rumpelkammern der pädagogischen Erbauungsliteratur. Wie verabscheute ich dieses Kleinod spießbürgerlicher Kindererziehung, diese schmalztriefende Scheußlichkeit für eine ebenso scheußliche Brut.

„Ich hab’ keines“, schrieb mir Tommy.

„Wie du hast keines?“, quengelte ich. *„Du hast kein einziges Foto von dir?“*

„Na ja, vielleicht meine Mutter in Wien. Die hat eventuell noch ein paar von mir. Aber mit meinen Eltern hab’ ich eigentlich keinen Kontakt mehr.“

Saublöde Ausrede, dachte ich mir. Aber was sollte ich machen? Ich konnte ja schwer eines aus ihm rausprügeln.

„Nee, sorry. Ich hab’ keinen Fotoapparat. Kann ich mir einfach nicht leisten momentan, aber ich lass’ mir etwas einfallen, versprochen.“

Tommy war arbeitslos und hatte eklatante Geldsorgen. Eigentlich krachte er wie eine Kaisersemmel. Da konnte es schon einmal vorkommen, dass er die Kippen der anderen fertigrachte. Irgendwann teilte er mir mit, dass er kürzlich mit einer Bekannten, die ebenfalls aus Wien stammte, ein Haus in einer kleinen Gemeinde rund zwanzig Kilometer südwestlich von Graz bewohnte. Sie war krank und er pflegte sie. Was sie genau hatte, wollte er mir nicht sagen.

Ich sah einen unbeschwerten Sommer mit einer jungen Liebe an der Hand auf mich zukommen. Wir würden mit Büchern in der Tasche und ein paar geteilten Euros unter den Strahlen der Sonne vagabundieren und ein mutiges, barfüßiges Leben für uns entdecken. Aber Tommy hatte keine Zeit. Unser Date verschob er mehrmals. Er hatte sich schließlich um Natascha und zwei Hunde zu kümmern, die er nicht alleine lassen durfte. Außerdem litt er unter der Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Störung, die neuerdings auch bei Erwachsenen diagnostiziert wurde. Er schluckte Ritalin und wir führten leidenschaftliche Gespräche über den Segen von Psychopharmaka.

Völlig unerwartet schickte mir Tommy ein Handyphoto. Ein biberhaftes, bebrilltes Gesicht, befüllte mein Display. Seine mit Babyspeck versehenen Backen zeigten einen ungesunden, blassen Teint. Anscheinend hatte er seine Nase genau vor die Linse gesetzt. Sie war breit wie eine Knolle. Er sah aus wie der größte Langweiler seit Peter Kraus, unerotisch wie Bob, der Baumeister, dröge wie Nachbars Sohn. Sein größtes Abenteuer musste die Schullandwoche gewesen sein, als er das erste Mal ein Mädchen mit der Zunge küssen wollte. Das Klingeln des Handys katapultierte mich aus meinem Realitätsschock. Jetzt rief er auch noch an, weil ich mich entschlossen hatte auf seine SMS, ob mir sein Foto gefallen hätte, nicht zu antworten. Eine quietschende Idiotenstimme mit dem aufgesetzten Schrifthochdeutsch eines pubertierenden Gymnasiasten grüßte aus dem Hörer. Wahrscheinlich drückte ihn der von Oma gestrickte und viel zu klein geratene Pullunder das Zwerchfell in die Höhe. Nein, bitte nicht. Nicht schon wieder ein Kastrat! Er entschuldigte sich für das verpasste Date und stellte mir ein baldiges Ersatztreffen in Aussicht, genau jetzt wo es mir hundert Prozent gestohlen bleiben konnte. Resigniert stimmte ich zu. Ich musste mich erden und holte mir ein halbes Dutzend überteuerte Dosen Bier vom nächsten Nachtgeschäft.

Als ich am nächsten Morgen meine aufgeschwemmte Alkoholikerbirne im Alibert entdeckte, musste ich kompromisslos feststellen, dass Tommy im Vergleich zu mir eine wahre Augenweide darstellte. Kein Grund, Trübsal zu blasen. Der Bursche war siebenundzwanzig! Er hatte gerade seine Milchzähne verloren und ich kapitulierte wegen ein paar Speckgrübchen. Für eine Frau Mitte dreißig das gefundene Fressen. So jemanden konnte man nicht wegen ein paar Pickel und einer Kartoffelnase von der Bettkante stoßen. Außerdem hatte er noch alle Haare, die in voller Pracht standen. Keine Geheimratsecken, kein Ansatz von friedhofsblond. Zwischen seinen festen Nüssen musste eine geradezu jungfräuliche Lusternheit pulsieren. In ein paar Monaten schon würde der erste Bart sprießen und seine unvorteilhafte Physiognomie mit strotzender Männlichkeit überwuchern. Außerdem war er nicht klein. Er war eins dreiundachtzig, ein Hüne in der Zwergenwelt der Websingles.

Wir mailten am Abend weiter und unterhielten uns über Filme und Musik. Er beneidete mich darum, weil ich im Hintergrund jedes Mal das Volumen runterschrauben musste, wenn wir zwischendurch telefonierten.

„*Wie du hast keine? Du hast keine Musik?*“, schrie ich ungläubig.

„*Na ja, Musik schon, aber keine laute.*“

„Ja und wie tust du da so? Guckst du dir die Alben nur an oder wie?“

„Nein, ich hab’ ein Paar billige Kopfhörer, aber richtig laut Musik hören, kann ich schon seit Jahren nicht mehr. Mir fehlt einfach die Kohle dazu“, gab er zerknirscht zu. Mir wurde schlecht. Das war ja unfassbar.

„Ja und was kosten solche Boxen?“

„Na ja, so um die zwanzig Euro bei Amazon. Immer wenn ich ein bisschen Geld hab’, braucht der Pauli wieder ein neues Medikament.“

Bislang war nur vom Toni und vom Alfi die Rede gewesen. Von der dritten Töle hörte ich erst jetzt. Er hatte sie von Natascha übernommen, die immer öfter wegen Therapieeinheiten nach Wien fuhr. Wer zum Teufel war diese Natascha eigentlich? Offensichtlich finanzierte sie ihn und er leistete ihr nette Gesellschaft. Aber warum mussten sie deswegen an diesen gottverlassenen Ort ziehen? Wegen ihrer Erkrankung? War sie bereits von ihrem Leiden entstellt? Machte sie einen Entzug? Roch sie schlecht? Bestimmt wurde sie von ihrer aristokratischen Familie in Wien verstoßen, weil sie durch ihre Störung nicht mehr pressetauglich war und man sich ihrer schämte. In der fernen Steiermark ausgesetzt, sollte sie von einem wahllos Aussondierten befruchtet werden, ein Kind für den Fortbestand der Familie austragen, während sie offiziell eines natürlichen Todes sterben würde und Tommy durch Verzicht auf die Vaterschaft sämtliche Schulden erlassen und eine gute Leibrente garantiert wären.

Tommy hatte eine Krankheit angedeutet, aber mehr war nicht herauszubekommen. Bestimmt war sie so grauenhaft und ungeheuerlich, dass er nicht darüber sprechen konnte. Spinale Meningitis, wie Zelda Goldman bei Stephen King! Buckelig und mit verrenkten Extremitäten schrie sie sich in einem Hinterzimmer die Kehle blutig. Tommy musste sie in der Nacht ans Bett fesseln, tagsüber in die Speisekammer stellen und die Tür verschließen. Man musste sie praktisch rund um die Uhr im Auge behalten. Mindestens zweimal im Monat begann sie zu heulen wie ein Wolf, wobei dieses gespenstische Treiben eine Kleinigkeit zu ihren teuflischen Flüchen darstellte, die einsetzten, sobald Tommy den Schlüssel im Schloss umdrehte. Ihr nobles Prinzessinnengesicht sah aus wie ein Schrumpfkopf. Weil er die abstoßende Hässlichkeit Nataschas nicht mehr ertragen konnte, war Tommy impotent geworden, sodass er erst einmal wieder in Fahrt kommen musste und deswegen nächtelang in Kontaktbörsen und auf Pornoseiten unterwegs war. Um zu überprüfen, ob überhaupt noch was ging, wollte er es erst einmal mit mir versuchen.

„Hey, bist noch da? Morgen bin ich eh in Graz am Bahnhof“, riss er mich aus meinen Gedanken.

„Ja! Super! Dann sehen wir uns.“

„Nein, nein. Ich muss anschließend gleich nach Hause zu den Hunden. Ich bring’ nur die Natascha zum Zug.“

„Umso besser“, ließ ich nicht locker, *„dann könnten wir alle vorher noch was trinken geben und ich lerne deine Mitbewohnerin kennen. Wann fährt der Zug?“*

„Ich muss jetzt mit dem Pauli raus!“ Ich hörte den Köter kläffen. Ein anderer Hund jaulte auf.

„Hey, wann fährt sie denn morgen?“

„Ich glaub' nicht, dass ihr das recht ist“, gab er kleinlaut von sich.

Ha! Natascha also. Von wegen Mitbewohnerin. Natürlich war das seine Freundin, seine verzauberte süße Prinzessin und die Hunde ihre Goldengelchen, alle verwünscht und aus dem Paradies vertrieben. Aus irgendeinem Grund hatte sie eine böse Fee verhext und jetzt hatten sie für eine kleine Unachtsamkeit sieben Jahre an Hunger, Krankheit und Irrsinn zu darben. Ich war die letzte Versuchung vor ihrer Rehabilitation aus dem Fluch. Ich hatte die Schnauze voll. Es war offensichtlich, dass er keinen Bock hatte mich kennenzulernen. Ich schmolte und schrieb nicht mehr.

Nach Wochen erst konnte er sich freimachen. Es herrschte eine dumpfe Hitze und wir trotteten auf den Schloßberg. Er sah aus, als wäre er gerade aus seinem Sarg gekrochen, seine Haut schlohweiß, der Körper aufgedunsen. Den Rest konnte man gelten lassen. Er war tatsächlich groß und trug Baggy und Schildkappe. Er hatte unglaublich kleine, graublau Augen, die mir sehr sympathisch waren. Ich spendierte ihm Getränke und Zigaretten. Um mich bei ihm einzuschleimen, kaufte ich ihm im Supermarkt Hundefutter und Sojamilch. Er wirkte desinteressiert und trotzte nach Hause. Viel hatten wir nicht zu besprechen. Dann verzog er sich, weil sein Telefon läutete. Aufgeregt kehrte er zurück.

„Stell dir vor, was passiert ist“, in sein Gesicht war Farbe gestiegen. „Der Michael Jackson ist tot! Der ist heute gestorben. Mehr weiß ich auch nicht. Hat mir gerade die Natascha erzählt.“

Gäh! Ich wusste nicht, was mir mehr egal gewesen wäre. Tommy wurde richtig zappelig. Wieder läutete das Telefon. Ich hörte wie er die Worte Mord, Vergiftung und Überdosis wiederholte. Der arme Tommy geriet völlig aus dem Häuschen. Wahnsinn! Fast hätte er sich beim lieben Gott dafür bedankt, dass er so was erleben durfte. Eine Weltsensation ... Er verabschiedete sich ohne ein Wort für ein nächstes Wiedersehen. Sein Gesicht glühte in Gedanken an Michael Jackson.

Wochenlang sah und hörte ich nichts mehr von Tommy. In der Vorweihnachtszeit rief er an. Er verkaufte Einkaufsgutscheine am Adventmarkt. Ich könnte ihn ja besuchen kommen. Diabolische Depressionen hatten mich heimgesucht. Hässlich und von giftigen Selbstmordgedanken zerfurcht, hungerte ich nach Zuneigung und einer rettenden Hand. Wir setzten uns ins Sacher in der Herrengasse und tranken Kaffee. Ich war die vielen Leute nicht gewohnt und zitterte vor Angst. Wenn ich mich fremden Blicken aussetzen musste, wurde mir meine kümmerliche Existenz noch grauenhafter bewusst. Ein Fremdkörper in einem Ameisenhaufen, ein undefinierbares Insekt im Bienenstock, das auf dem schnellsten Wege zu eliminieren war. Wie in einer dilettantischen Fotomontage klebte ich in einem bunten, lebhaften Treiben aus Menschen, die arbeiteten, Geld verdienten, auf die ihre Kinder und Haustiere sehnsüchtig daheim warteten und die ihr Gehirn zu nichts anderem benutzen, als sich mit aller Selbstverständlichkeit in dieses Getriebe zu fügen. Ich gehörte nicht dazu. Ich war das Puzzle-Stück, das in kein Gefüge passte. Für mich war nichts selbstverständlich. Ich lebte als ewige

Schwarz-weiß-Figur dahin, starr, ungelenk, plump, den Schädel in gepanzertem Glas einzementiert.

Wenn ich redete, war es zu leise. Niemand verstand, was ich wollte, was ich überhaupt zu sagen hatte. Tatsächlich war es nichts, was ich alldem hinzuzufügen hatte. Ich konnte nur noch beipflichten. So ging es jeden Winter und immerzu fragte ich mich, woran ich eigentlich erkannte, dass ich noch lebte. Existentieller Irrsinn, zu Tode sinnierter Neuronenmüllhaufen, Metastasen bildendes Glibberhirn vor sich hin eiternder Synapsen. Bitte unter keinen Umständen zum Denken benützen! Heute Morgen hatte ich beschlossen nicht mehr zu leben, einfach tot zu sein, das Leben einer Toten zu führen, in beispielloser Gleichgültigkeit sozusagen, aber es half nichts. Das Leben ging – wie bei Jean-Paul Sartres Dramen – auch nach dem Tod genauso qualvoll weiter. Immer weiter. Wenn ich mich durch die Straßen bewegte, musste ich aufpassen, den vielen Körpern, die pausenlos auf mich zukamen, auszuweichen. Immerzu stand ich jemandem im Weg. „*Unerbört! Ist ja eine Unverschämtheit. Jetzt hab’ ich Sie schon das dritte Mal darum gebeten auf die Seite zu treten. Ja sind Sie denn taub, oder was?*“, konnte ich mir anhören, wenn ich im Supermarkt einkaufte. „Nein, ich bin tot und wir beide sind in der Hölle. Sie sind nur eine kleine Absurdität, die mir heute unterkommt und deswegen lache ich Sie aus.“ Stattdessen lief mir das Wasser in die Augen. Das unwiderrufliche Ende der Menschheit musste her. Ich konnte es kaum noch erwarten.

Tommy und ich quälten uns durch den Moment. Er würde aus meinem Leben verschwinden wie jeder andere auch. Wozu die ganze Anstrengung? Abwechselnd schaute ich auf die Uhr, dann er auf sein Handy. Gleich wäre seine Pause vorüber und wir hätten es geschafft. Mit beiden Händen musste ich die Tasse halten. Ich war so angespannt, dass ich Tommy darum bat, wegzuschauen, wenn ich trank. Sozialphobie im Endstadium. Immer dieses Puppengeschirr. Diese filigranen, kaum zu bändigenden Tässchen, Wassergläser wie Fingerhüte, dann auch noch Milchschaum am Kaffee. Ich würde ihn irgendwie abschaufeln müssen. Der Löffel war so winzig, dass er mir beinahe aus der Hand flog, so sehr zitterte ich. Gleich würde der Kaffee wie aus einem Katapult in die Höhe schnellen und über meine Schultern in das Dekolleté der Kellnerin klatschen. Diese gottverdammten Miniaturtassen.

„*Es wird besser werden. Alles. Bestimmt wird es irgendwann besser.*“ Ich war jetzt schweißnass.

„*Nein. Nicht irgendwann*“, herrschte mich Tommy an. „*Du musst dir einreden, dass es dir jetzt gut geht, jetzt in diesem Moment. Nicht irgendwann. Jetzt! Sofort!*“, schrie er mich regelrecht an. Ein klassischer Fall von „the blind leading the blind“.

Ich schob ihm einen Geldschein rüber, damit er unsere Getränke bezahlen könnte. Auch dazu war ich unfähig.

„*Du könntest mich heute nach der Arbeit abholen. Natascha ist in Wien. Sie hat mir das Auto da gelassen. Wir fahren beide zu mir. Was hältst du davon?*“

Unfassbar, was ich da hörte. Ich brauchte nur zehn Monate zu warten und schon hatte man mich so ins Vertrauen geschlossen, dass ich auf einen Besuch eingeladen wurde. Sofort zählte er auf, was ich mitzubringen hätte: Brot, Kaffee,

Hundefutter, Bier und Zigaretten. Um sieben holte ich ihn mit einem großen Rucksack ab und wir eilten Richtung Jakominiplatz, um den Bus zu seinem Auto zu nehmen. Es herrschte Eiseskälte, dazu Nebel und Glatteis. Tommys Freude mich zu sehen, hielt sich in Grenzen. Er wirkte abgekämpft und fahrig.

„Hoffentlich springt das Auto an“, flennte er los. *„Hoffentlich schaff’ ich es, die Tür aufzubringen. Bestimmt ist sie wieder eingefroren. Wenn wir Glück haben, reicht der Sprit bis nach Hause und wieder zurück.“*

Bevor wir in den Bus stiegen, musste er noch zweimal aufs Klo. Er verlangte nach Taschentuch, Kaugummi, Zigarette und Feuerzeug und verbiss sich in eine weitere Litanei: *„Hoffentlich kommt uns keiner kontrollieren im Bus. Die Strafe wär’ mein Untergang. Das sag’ ich dir. Hoffentlich, hoffentlich bemerkt uns keiner.“* Dazu kramte er verzweifelt in seinen Taschen nach Kleingeld. Jede verwinkelte Falte wurde durchfingert, sondiert, umgedreht. Was da zum Vorschein kam, glich einer Tragödie. Ein bisschen Kupfer und ein abgerissener Knopf. Ich spendierte uns beiden ein Ticket, obwohl ich selbst lieber schwarzgefahren wäre, aber das Gezeter war nicht auszuhalten. Es war schwierig abzuschätzen, wer von uns beiden das größere Wrack darstellte. Plötzlich war er sich nicht mehr sicher, wo wir auszusteigen hätten. Dann fing er wieder mit dem Auto an: *„Hoffentlich steht das Auto noch da. Keine Ahnung, ob ich da parken darf. Hoffentlich sind die Schranken nicht zu in der Nacht. Wenn das Auto nicht anspringt, kann ich nicht einmal jemanden anrufen. Meine Wertkarte ist aufgebraucht. Der Akku vom Telefon ist auch schon ganz schwach.“*

Mir wurde schlagartig bewusst, dass ich zu wenig Alkohol eingepackt hatte. Nach dem Aussteigen schlug er gehetzt die verkehrte Richtung ein, kehrte wieder um und verschwand in eine dunkle Sackgasse. Ich stolperte ihm keuchend hinterher. Schließlich standen wir vor dem vereisten Auto. Tommy musste beinahe seinen ganzen Rucksack zerlegen, um den Schlüssel zu finden. Dann probierte er alle Türen durch, bis die letzte davon aufging. Nach dem fünften Mal Starten meldete sich ein schwacher, rumpelnder Motor.

„Jetzt nur keine roten Ampeln, sonst säuft er ab. Wenn das nur gut geht!“

Ich fragte mich, wie er etwas durch die angeschlagenen Scheiben erkennen konnte. Natürlich funktionierte die Heizung nicht. Von hupenden Fahrern überholt, ruckelten wir schleppend durch die Nacht und ließen die letzten Häuser hinter uns. Gefühlt zwei Stunden fuhren wir durch die schwarzen Wälder der Provinz, Kurve um Kurve, bergauf und bergab. Ein drohendes Schicksal schien mich aufzusaugen.

„Hoffentlich haben sich die Hunde nicht zerrissen“, ging es dann los. *„Wenn es nur nicht zu spät ist. So lange waren sie überhaupt noch nicht allein!“* Endlich schien er sein ultimatives Katastrophenthema gefunden zu haben.

„Wenn nur noch nichts passiert ist. Du musst dich ordentlich benehmen!“

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was ich mit seinen Tölen zu tun hatte.

„Ich hoffe, du kannst mit Hunden umgehen, sonst seh’ ich schwarz. Also, zuerst wird dich der Pauli anspringen. Du lässt ihn kurz, schließlich bist du hier fremd. Dann zeigst du ihm, wer die Oberhand hat. Mit dem Alfi jedoch, darfst du dich nicht zu lange aufhalten. Er beißt gerne,

obwohl er es nicht so meint. Bei der kleinsten Irritation von außen fallen sich die beiden Hunde gegenseitig an.“

Oh Gott! In welche Scheiße hatte ich mich da wieder hineinmanövriert? Ich teilte Tommy mit, dass mir seine Hunde schnurzegal wären, und dass ich überhaupt nicht daran dachte, nach ihrer Pfeife zu tanzen.

„*Ich hätte dich nicht mitnehmen sollen*“, gestand er mir jetzt, während ich nach draußen in die stockdunkle Nacht blickte und mir eingestehen musste, dass ich die Orientierung verloren hatte. Als wir ankamen, hörte ich schon von weitem die Hunde bellen und kläffen. Ich musste mich draußen verstecken, während Tommy ins Haus ging und die Meute zu beruhigen versuchte. Dann stand er mit einem Riesenvieh an der Kette auf der Schwelle. Pauli, schwarz, zottelig und mit blutunterlaufenen Augen rannte einige Male wie ein Stier in mich, kam dann aber zitternd zur Ruhe, weil er sein Geschäft zu verrichten hatte. Tommy forderte mich auf, ihn zu streicheln. Sein Speichelfluss war so stark, dass meine Hände triefen. Tommy zehrte ihn zurück ins Haus und trat mit Alfi, einem kleineren Mischlingsrüden, und einem grauen, altersschwachen Vieh vor die Türe. Sie knurrten unablässig, bohrten in jede Ritze meines Körpers und geiferten vor sich hin. Endlich durfte ich hinein.

Die Bude war bitterkalt, glich einem Rohbau und war schwerstens renovierungsbedürftig. Ich musste mein Bier draußen trinken. Drinnen herrschte absolutes Rauchverbot, der Hunde wegen. Hie und da erschien Tommy und rauchte eine Zigarette mit mir. Dann sollte ich mich ins Schlafzimmer verziehen, während er sich bemühte ein Feuer zu machen, damit er warmes Wasser zum Duschen hatte. In einem Doppelbett lag bereits Pauli, groß wie ein Kalb, auf einem Nebensofa der altersschwache Toni. Ich musste mich zu Pauli gesellen. Es war der einzige Platz in der alten Baracke, wenn ich nicht auf dem Fußboden erfrieren wollte. Mit dunkelroten Augen hechelte er mich an und breitete sich immer mehr aus. Die altersschwache Töle trottete heran und legte sich ebenfalls dazu. Die Laken im Bett waren übersät mit Hundehaaren und Flecken zweifelhaften Ursprungs, womöglich Sekreten, Körperflüssigkeiten, Eiter, eingetrocknetem Blut. Es sah aus, als hätte mindestens ein Dutzend Geburten darin stattgefunden.

Zaghaft verließ ich das Bett. Ich musste aufs Klo. Im dunklen Vorraum irrte ich herum, bis ich eine Tür und einen Lichtschalter gefunden hatte. Die Tür ließ sich nur mit größter Mühe öffnen, aber es war nur eine vergammelte Abstellkammer. Schließlich wurde ich fündig. In der Toilette hingen tennisballgroße Spinnen vom Plafond. Ich schlotterte am ganzen Körper. Tommy rief nach mir. In der Küche hatte er noch immer kein Feuer zu Stande gebracht.

„*Ist nichts zum Heizen da*“, resignierte er.

Ich klapperte mit den Zähnen.

„*Lass ja keine Türen offen!*“, drohte er mir.

Als ich wieder zurück ins Schlafzimmer ging, folgte mir der von Tommy zuvor versperrte Alfi. Ich hatte sein Zimmer nicht richtig verschlossen, als ich nach dem Klo suchte. Sofort ging Pauli auf ihn los, drängte ihn in eine Ecke des Zimmers und verbiss sich in seine rechte Wade. Eine Lampe und andere Gegenstände fielen

vom Schreibtisch. Scherben klirrten und Alfi jaulte und heulte wie ein geschlachtetes Schwein. Tommy fluchte bei der Tür herein und stieß den Größeren aus der Ecke. Pauli bellte mit ohrenbetäubendem Lärm. Dann versuchte er, den blutenden Alfi einzufangen.

„Hab’ ich dir nicht gesagt, dass du die beiden auseinander halten sollst? Schau dir das an. Ich kann es mir nicht leisten zum Tierarzt zu gehen.“ Er packte den Hund und verfrachtete ihn zurück in sein Zimmer. An den Wänden klebte Blut. Pauli rannte winselnd im Zickzack durch den Raum, während die alte Töle noch immer vor sich hindämmerte und die Matratze einspeichelte und vollpisste. Ich ging mit Tommy in sein Zimmer, das ich für die Abstellkammer gehalten hatte. Darin stand eine große Pritsche, auf der allem Anschein nach schon mehrere Tiere verarztet worden waren. Ich hatte den Hund festzuhalten, während Tommy sanft auf ihn einredete und seine Wunde desinfizierte. Zusammen legten wir ihm einen Verband an. Liebevoll instruierte mich Tommy, wie ich den Patienten zu behandeln hatte. Dann redete er Alfi in den Schlaf.

Am nächsten Morgen fuhren wir wortlos zurück in die Stadt. Wir verabschiedeten uns, ohne einander in die Augen zu blicken. Zu Hause zog ich mich sofort aus und stellte mich unter die Dusche, seifte meinen Körper ein, wusch meine Haare, putzte immer wieder meine Zähne. Auf meiner Wäsche, den Schuhen, der Tasche: überall Hundehaare. Als Hund hätte ich Chancen bei ihm gehabt, dachte ich. Ich reinigte meine Sachen so gründlich, bis kein einziges Härchen mehr daran klebte, bis sich auch der leiseste Hundegeruch für immer verflüchtigt hatte.